

Spangenberg Zeitung.

Anzeiger für die Stadt Spangenberg und Umgebung. Amtsblatt für das Amtsgericht Spangenberg.

Ercheint

wöchentlich 3 mal und gelangt Dienstag, Donnerstag und Sonnabend nachmittags für den folgenden Tag zur Ausgabe. Abonnementspreis pro Monat 1 G. M. frei ins Haus, einschließlich den Beilagen „Rund um den Erdball“, „Frühliche Welt“, „Land- und Hauswirtschaft“, „Frauenwelt“, „Unterhaltungsbeilage“, „Novellen“, „Unterhaltung und Wissen“.

Durch die Postanstalten und Briefträger bezogen 1,20 M. Telegramm-Adresse: Zeitung. Fernsprecher 27.



Anzeigen

werden die sechsgepaltene 3 mm hohe (Netto) Zeile oder deren Raum mit 15 Pfg. berechnet; auswärts 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatte. Kleinanzeigen kosten pro Zeile 40 Pfg. Verbindlichkeit für Platz, Datenvorschrift und Beleglieferung ausgeschlossen. Zahlungen an Postkonten Frankfurt a. Main Nr. 20771.

Annahmgebühr für Offerten und Auskunft beträgt 15 Pfg. Zeitungsbeilagen werden billigt berechnet.

Druck und Verlag: Buchdruckerei Hugo Munzer. Für die Schriftleitung verantwortlich: Hugo Munzer, Spangenberg.

Nr. 43.

Sonntag, den 8. April 1928.

21. Jahrgang.

In deinen frühlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tödliche Nähe!
Nicht an Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren.
Wer besitzet, lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Ostergedanken.

Handbemerkungen zur Zeitgeschichte.

Ostern 1928! Feiertägliche Stille unterbricht das Getriebe des Alltags, wieder wird uns das Fest der Auferstehung, der Mythos des Triumphes des Lebens über den Tod erleblich. Über Ostern bedeutet nicht nur Feiertag und Erinnerung, Ostern enthält auch ein Moment der Gegenwart und der Zukunft. In der Natur regt sich der Frühling, fliehen Wintersonnen und Eise, und im Menschenherzen lebt die Hoffnung wieder auf. Die Auseinandersetzung zwischen den Gemütern des Lichts und der Finsternis erfolgt im Kampf und unter Schwankungen. Und Kampf beherrscht auch die Natur, die in diesem Jahre am Ostern durch einen reichen Wechsel zwischen rauhen Winden und goldigen Sonnenstrahlen gekennzeichnet wurde.

In der Politik gewann es in den letzten Tagen vor dem Feste den Anschein, als wolle der vielgerühmte Stillstand am Horizont des europäischen Himmels sich zu einem breiten Morgenrot ausbreiten. Poincaré sprach von „Kombinationen“, die Frankreich in der Reparationsfrage anzunehmen bereit ist, und die Weltweite hing den Ball auf. Gerüchte schwirren um, im Ausland fand man von astronomischen Reparationsofferten auf Zahlen zurück, die mit der Forderung der Reparationssumme auf 32 Milliarden Mark zwar noch unendlich hoch sind, über die man jedoch nach einigen Rippensätzen über kurz oder lang vollends zur Besinnung kommen dürfte.

Was liegt diesen Gerüchten zugrunde, wie sind sie zu bewerten? Daß die Dames-Dämmerung anbricht, ist Tatsache! Die Lösung der Reparationsfrage hängt zwar nicht von dem Ausgang des Preisfeldzugs ab, aber die Reparationsfrage beschäftigt ja auch keineswegs nur die Presse, auch Parker Gilbert ist äußerst rührig. Er verhandelte in Berlin und Washington, hielt sich in den letzten Tagen in Paris und London auf und nahm der Vollständigkeit halber schließlich auch noch in Rom Rast. Ein weiteres Anzeichen für die Ernüchterung, die sich in der Reparationsfrage andrückt, kann in den Ausführungen Poincarés erblickt werden. Poincaré war immer ein hartnäckiger Sachwalter seiner Nation, ein Anwalt, der die vermeintlichen Interessen seiner Partei mit einer Fähigkeit und einem Buchstabenglauben verteidigte, die in einem Zivilprozeß zwar Vorteile erschaffen können, die in den Auseinandersetzungen der Völker jedoch denkbar ungünstig wirken. Wenn Poincaré nunmehr bereit ist, den Weg der Neuordnung der Reparationen zu betreten, bedeutet das ohne Zweifel einen Fortschritt — nur dürfen wir es nicht an Wachsmaß fehlend lassen. Es besteht die Gefahr, daß Poincaré den Franken durch deutsche Gelder retten will, wie einst Napoleon durch die graufame Eintreibung von Kriegskontributionen und durch das Wegschleppen von Goldwerten der damaligen Währung eine stabile Grundlage verschaffte.

Wenn somit zu voreiligen Hoffnungen kein Anlaß vorliegt, haben die Alliierten sich übrigens selbst besonnen, was daran zu erinnern, wie unerträglich die Lage ist, in der wir uns heute noch befinden. Die internationalisierte Rheinlandkommission hat sich bemüht, gegen die Eingemeindung der im besetzten Gebiet liegenden Städte, möglichst, daß die Herren der Rheinlandkommission hier wieder einmal auf eigene Faust Außenpolitik gemacht haben, deutscherseits müssen derartige Übergriffe aufs schärfste zurückgewiesen werden, deutscherseits muß aber auch daran erinnert werden, daß dieser durch bösen Willen verursachte Zwischenfall auch eine Anklage gegen das Besetzungssystem enthält, gegen die Anwesenheit fremder Truppen am Rhein, die dort nichts zu suchen haben und die der Freiheit der deutschen Nation nicht mehr dulden will!

Oben läßt uns aber auch der deutschen Brüder

im Auslande gedenken, der Verhafteten in Kowno, der verfolgten deutschen Minderheit in Moskau, die und der drangsalirten Südtiroler, deren Leiden auch in diesen Tagen die Spalten der Presse füllten. Mussolini hat zwar die alte Opferrolle der Begnadigung von Gefangenen wieder aufgenommen und 500 Antifaschisten die Strafe erlassen, aber am Tage zuvor wurde aus Innsbruck die Verhaftung eines deutschen Wirtes in Südtirol gemeldet, dem Festen angelegt wurden und der zur Aburteilung nach Rom geschleppt wurde, weil er Flugblätter an Freunde und Bekannte verteilt hatte.

Alles das zeigt, daß heute noch keine lebenswarme Ostersonne über dem deutschen Volke leuchtet; andererseits darf jedoch auch nicht verkannt werden, daß wir bereits eine gute Wegstrecke aus dem finsternen Tal der deutschen Not heraus sind. Man mag dem deutschen Volkstum noch Gewalt antun; Gewalt schafft kein Recht und nichts, was für die Dauer ist. Geben wir deshalb der Ostersonne in unserem Herzen Raum. Die Osterglocken künden Sieg und Erlösung.

Studienreise Parker Gilberts.

Methodische Prüfung der Reparations- und Kriegsschuldenfrage. — Besprechungen mit Poincaré. — Fühlungnahme mit London und Rom.

Der Generalagent für die deutschen Reparationszahlungen Parker Gilbert unternimmt gegenwärtig eine Studienreise durch die europäischen Hauptstädte, um die Reparations- und die Kriegsschuldenfrage einer systematischen Prüfung zu unterziehen. Am Gründonnerstag traf Parker Gilbert in Rom ein, nachdem er zuvor auch in London und Paris mit den maßgebenden Männern Verhandlungen gepflogen hatte. Besondere Bedeutung wird der Unterredung Parker Gilberts mit Poincaré beigemessen, über die jedoch keine amtliche Mitteilung herausgegeben wurde. In Rom hatte der Generalagent für die deutschen Reparationszahlungen unter anderem auch eine Begegnung mit dem italienischen Finanzminister Graf Solmi, wobei er die Auffassung der italienischen Regierung über die Möglichkeiten einer endgültigen Regelung der Reparationsfrage sondierte. In italienischen Finanzkreisen betrachtet man die Unwissenheit Parker Gilberts mit Genugtuung, auch besteht kein Zweifel darüber, daß Italien herzlich froh wäre, wenn es seine Kriegsschulden durch die Abtretung seiner Reparationsansprüche tilgen könnte.



Parker Gilbert.

einer der Männer, die die Reparationsfrage aus der Welt schaffen können.

In der englischen und französischen Presse wird erneut die Möglichkeit einer

Mobilisierung der deutschen Schuldverschreibungen erörtert, wobei man sich jedoch darüber keiner Täuschung hingibt, daß eine offizielle Behandlung dieser Fragen erst nach den Wahlen Erfolgs verspricht. Der optimistische Korrespondent der Londoner Zeitung „Daily Telegraph“ errechnet, daß eine Befreiung der deutschen Gesamtverschuldung auf 32 Milliarden Mark „einer 50prozentigen Verminderung eine jährliche Zinslast von 1,6 Milliarden Mark bedeuten würde, während Deutschland nach dem Dawesplan in seiner jetzigen Gestalt normalerweise 2,5 Milliarden Mark aufzubringen habe. Daraus wird die Folgerung gezogen, daß

zunächst abgewartet werden sollte, ob Deutschland denn tatsächlich seine 2,5 Milliarden Mark aufbringen könne. Die einzigen, die von einem derartigen Projekt, wie es jetzt erörtert werde, profitieren würden, seien die Weltbanken, die große Anleihen für Deutschland herausbringen wollten und zur Stunde noch Bedenken hätten, weil sie fürchteten, die Reparationszahlungen würden ein Vorrecht gegenüber den privaten Anleihen genießen.

Die Sorge der englischen Zeitung, daß Deutschland bei der Sache zu gut wegkommen könne, ist unbegründet. Ebenso unbegründet ist aber auch die Ansicht, es sei noch nicht entschieden, ob Deutschland nicht Jahr für Jahr 2,5 Milliarden Mark auf den Tisch legen kann. Darüber, daß die „normalen“ Zinssatzungen höchst unnormalerweise sind und ein Produkt längst widerlegter Annahmen, dürfte man heute an verantwortlichen Stellen wohl nicht mehr im Zweifel sein.

Schiffen der Besatzung.

Die Rheinlandkommission verzögert die Erweiterung des Stadtfreies Frankfurt!

Die interalliierte Rheinlandkommission hat das vom Preussischen Landtag beschlossene Gesetz auf Erweiterung des Stadtfreies Frankfurt a. M. durch Eingemeindung der im besetzten Gebiet liegenden Stadtgemeinden höchst durch eine neue Verordnung vorläufig suspendiert! Diese von bösem Willen diktierte Maßnahme wirkt um so krasser, als die preussische Regierung sich bereit erklärt hatte, auf die legitimen Bedürfnisse der Besatzung durch Errichtung einer für Besatzungsfragen zuständigen städtischen Zweigstelle in höchst kürzester Zeit zu nehmen. Wenn die interalliierte Rheinlandkommission trotz dieser Zusage der sofortigen Instruktion des Gesetzes Schwierigkeiten macht, kann das nur als Schikane gewertet werden. Die Staatsregierung erwartet, daß die von der Rheinlandkommission unter Ueberbretterung ihrer Befugnisse erlassene Ordinance in kürzester Zeit wieder außer Kraft gesetzt wird. Denn es steht außer Zweifel, daß die so ängstlich gehütete „Sicherheit der Besatzung“ durch innere Verwaltungsmaßnahmen wie die hier in Frage stehende, in keiner Weise berührt wird. Der Rheinlandkommissar für die besetzten Gebiete und die deutsche Gesandtschaft in Paris sind bereits mit entsprechenden Schritten beauftragt worden.

Die deutsche Öffentlichkeit sieht in dem Zwischenfall einen neuen Beweis dafür, daß die Besatzung nur Unheil stiften und Empörung auslösen kann.

Die Absatzregelung von Schlachtvieh.

Besprechungen der beteiligten Organisationen im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft.

Wie amtlich mitgeteilt wird, fanden dieser Tage im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft Besprechungen mit den beteiligten Organisationen der Landwirtschaft, des Handels, der Fleischer und der Verbraucher über eine auf Grund des Notprogramms für die Organisation und Förderung des Absatzes von Schlachtvieh und Fleisch zu gründende Gesellschaft statt. In Bezug auf den sachlichen Inhalt der vom Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft vorgeschlagenen Richtlinien herrschte bei allen Beteiligten völlige Uebereinstimmung. Sine qua non über die anteilmäßige Zusammenfassung des Verwaltungsrats der zu gründenden Gesellschaft eine Einigung bisher nicht erzielt worden.

Da somit eine Einigung zwischen den Interessengruppen nicht zu erzielen war, wird der Reichsrat über der zur Kontrolle der Durchführung des Notprogramms eingesetzte Reichstagsausschuß einen Ausgleich herbeizuführen haben. Der Zweck der zu gründenden Gesellschaft ist die Erstattung von Gutachten über die praktische Durchführung der Maßnahmen zur Förderung des Absatzes.

Die Reichsliste der Demokraten.

Unter Einwirkung der Wahlkreisvorsitzenden hat der Vorstand der Deutschen Demokratischen Partei in der mehrstündigen Sitzung die Reichs- und Landesliste für die Wahlen aufgestellt. Die Reichsliste wird von Frau Gertrud Däumer geleitet. Es folgen die Abgeordneten Eitelberg, Dr. Fischer, Haas, der Angestelltenführer (ebenso auch in den Wahlkreisen) sichere Mandate inne haben. Von den weiteren Kandidaten sind zu nennen der Beamtenführer Schuldt, Eitelberg, Frau Dr. Al-

(Fortsetzung folgt)

Aus der Heimat

Spangenberg, den 7. April 1928.

Auferstehung.

Fast zweitausend Jahre ist es her. Im Garten Gethsemani, vor Jerusalems Zoren, hatte man ein neues Felsengrab ausgehauen. Dort hinein legte man den Leichnam Jesu von Nazareth. Ein römischer Krieger bewachte es. Die sollte das Grab geöffnet werden. Aber Gottes Wille war anders, als aller Menschen Wille. Aus der Stätte des Todes entstand neues Leben, der Ostermorgen kam und brachte die jubelnde Osterbotschaft: „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!“ Wenn wir Ostern recht feiern wollen, dann müssen wir feiern, nicht als ein Fest der Natur, sondern als ein Fest der Gnade. Mögen schwelende Blüten, duftende Blumen, singende Vögel in diesen Tagen uns grüßen, oder mögen Christen uns umgeben werden, — unabhängig von der uns umgebenden Natur feiern wir Ostern als das Fest des Lebens mit der frohen Kunde: „Jesus lebt!“ Jeder Verstorbenen ein Osterfest, jedes Grün an Baum und Strauch eine Osterfeier, jedes Osterfest ein Ereignis der Straßenszene, oder doch nicht mehr als ein Gleichnis für die große Osterfeier. — Die Seele des Festes ruht in dem: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!

Wieder ist es Ostern geworden und wieder wird die alte Botschaft dem Herzen verkündigt! Es ist eine Freudenbotschaft für alle, die inmitten der Vergänglichkeit des Lebens und angeht die Schmerzen und Schrecken, die der Tod mit sich bringt, nach einem festen Halt verlangen, denn das Osterbegrüßung ist die Frohbotschaft von dem gelösten Lebensproblem. Das Leben im Osterfest schauen, heißt, der ewigen Heimat entgegenzublicken in der Gewissheit, die uns keineswegs entzweit das Grabes wird: Jesus lebt, mit ihm auch ich!

Δ Nachuntersuchung der Kriegsbeschädigten. Entschuldigend eine Entschuldigend des Reichstags hat der Reichsarbeitsminister angeordnet, daß die von Amts wegen vorzunehmenden Nachuntersuchungen der Kriegsbeschädigten bis zum 31. Dezember 1928 einzustellen sind.

Δ Handball. Die Jugendmannschaft des Turnvereins 1961 Schwege unternimmt am 2. Feiertag eine Überfahrt nach hier und wird dann mit unserer Jugendmannschaft ein Freundschaftsspiel austragen. Schon längst war es das Bestreben dieser Mannschaft, einmal nach Spangenberg zu kommen, doch die Serienspiele der hiesigen Mannschaften verletzten immer diese Tage. Dieses Spiel wird also das Freundschaftsspiel zwischen Schwege und Spangenberg noch enger verbinden und dürfen wir hoffen, daß die Schwegener Spieler einige frohe Stunden mit ihren Spangenbergern Turlandern verbringen werden. Das Spiel findet am 2. Oftertag mittags 2 Uhr auf dem Sportplatz an der Mörschhäuser Straße statt.

Δ Kino. Wer lieben will, muß leiden. So geht es auch der Josefa Vogelhuber, der Köstlerin in dem bekannten Film „Als ich wiederkam“, der in seinen sieben Akten am 1. Oftertag über die hiesige Leinwand zieht. Die Darsteller dieses Films sind uns noch allen bekannt aus dem „Weissen Röhl“, der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Aber auch das Programm verspricht etwas Besonderes, so daß wir einen Besuch der Lichtspiele nur empfehlen können. (S. Jnsferat).

Δ Der Kreistag des Kreises Melsungen tritt am 19. April 1928, 9 Uhr, in der Bahnhofshalle in Melsungen zur ersten Tagung im Geschäftsjahr 1928 zusammen. Eine umfangreiche Tagesordnung ist zu erledigen; auf der als erster Punkt die „Vorberatung“ des Etats für das Rechnungsjahr 1928/29 steht — Vorberatung, nicht Feststellung, die einer besonderen, für den nächsten Monat in Aussicht genommenen Sitzung vorbehalten ist. — In dem eben zum Abschluß gekommenen Rechnungsjahre sind zur Bilanzierung des Etats an Kreisbeamten zur Erhebung gekommen: ein Zuschlag von 60 v. H. zur Grundbesitzsteuer, 40 v. H. zur Gewerbesteuer. Daraus sind 50 v. H. der Kreissteueranteile in Anspruch genommen worden. Die Erhebung einer Nachtragsumlage war nicht erforderlich; dagegen wird, während im Vorjahre eine geringe Senkung der Kreissteuern erfolgen konnte, im neuen Rechnungsjahre voraussichtlich eine geringe Steigerung der Zuschläge erforderlich werden, im Hinblick auf die erhöhten Anforderungen auf kulturellem Gebiet (Aufbau der Kreisschule zu einem Reform-Realgymnasium) und weiter für erhöhte Armen-, Wege- und Verwaltungskosten. Während der Punkt 2 der Kreistagsvorlagen die Öffentlichkeit weniger interessiert, handelt es sich um Punkt 3 „Aufbau der Kreisschule“ um die Abgabe rechtsverbindlicher Erklärungen gegenüber dem Ministerium für Volksbildung, Kunst und Kultusbildung. Nach langem Gehen ist endlich die Genehmigung zum fünftenmaligen Aufbaue der Kreisschule in ein Reformrealgymnasium gekommen. Die Bereitstellung ausreichender und geeigneter Unterrichtsräume, Anstellung der Lehrkräfte und Veranlagung von Dienstbegütern an diese nach haaltlichen Verhältnissen muß durch einen rechtsverbindlichen Kreistagsbeschluss gesichert werden. In Verbindung mit den neuen Aufgaben der Schule steht Punkt 4 „Erwerb des Gemeindefiskus“. Der Erwerb ist notwendig zur Schaffung des erforderlichen Schulplatzes. Der vorhandene ist durch Verkauf von Gebäulichkeiten stark in Anspruch genommen und bedarf einer Vergrößerung. Weiter soll eine Jagdhausordnung neu erlassen werden, unter Parabelung der

bisherigen Steuerfäge. Dabei ist der Gebante erwogen worden, in Zukunft unter den ministeriellen Höchstfägen zu bleiben. Die mit den Jagdpächern zur Erhebung einiger noch schwebender Verwaltungskreiterfahren am knäpften Vorberhandlungen versprechen aber kaum ein brauchbares Resultat und die neue Steuerordnung wird infolgedessen wohl für auswärtige Pächter 20% und einheimische 10% der Pachtsumme als Kreisjagdsteuer in Ansatz bringen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Neuordnung des Abdeckereisens im Kreise. Mit den derzeitigen, unhaltbaren Zuständen hat die Kreisverwaltung die Aufmerkbarkeit der staatlichen Aufsichtsinstanzen auf sich gezogen. Eine Verbesserung der Verhältnisse ist unaufschiebbar. Um einen endgültigen, befriedigenden Zustand zu schaffen, hat der Kreisausschuß eine kreiselgese Einrichtung vorgefchlagen, zu der nach überschläglicher Berechnung ein einmaliger Betrag von etwa 16500 RM. erforderlich sein wird, und die sich dann durch Verpachtung selbst tragen soll. Einige weitere Punkte der Tagesordnung behandeln Fragen des Wegebaues. So soll ein aus dem Landwegebauverband ausgefchiedenes Wegefild in den Gemeindebezirken Spangenberg und Ebersdorf wieder in den Bauverband aufgenommen werden, ein anderes Wegefild beim Bahnhof Gurbagen, das bisher in der Unterhaltung der Eisenbahn stand, soll in die Unterhaltung des Kreises überführt werden. Eine Wegeverbreiterung ist bei Vinsfeld in Verbindung mit der neu erbauten Brücke, eine Wegeverlegung in der Dorfstraße Melsungen, zur Beseitigung einer verkehrsfähigen Kurve, erforderlich. Beide Maßnahmen sind je mit 8200 RM. veranschlagt. Zu den Kosten sollen Beihilfen aus Mitteln des Bezirksverbandes erbeiten werden. Schließlich soll zur Förderung des Verkehrs eine Garantie bis zur Höchstsumme von 5000 RM. für Kreis- und Gemeinden gegenüber der Reichsbahn-Gesellschaft für die Beibehaltung der Autobuslinie Melsungen-Jelsberg übernommen werden. Die weiteren Kreistagsvorlagen sind bis auf die Nachforderung eines bei der im Jahre 1927 vollendeten Fußabridge bei Obermelsungen beteiligten Unternehmers von geringer Bedeutung.

Wanderlager.

Von Bürgermeister Schier.

Eine gewerbliche Zeilungsvergütung, die die Mitte hält zwischen dem stehenden Gewerbe und dem Wandergewerbe, stellen die Wanderlager dar. Wanderlager sind Unternehmungen, in denen außerhalb des Wohnortes des Unternehmers vorübergehend von einer festen Verkaufsstätte aus Waren feilgeboten werden.

Es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß der einheimische Gewerbetreibende das Austauschen von Wanderlagern ungern sieht. Zweifelsohne bedeuten die Wanderlager eine Schädigung der örtlichen Geschäftswelt. Es kann den Beteiligten deshalb nicht verdracht werden, wenn sie ihr Augenmerk darauf richten, daß die Eingrindlinge die Bestimmungen, die sie einengen, beachten. In erster Linie kommt in Betracht, daß Wanderlager nicht in den Räumen einer Gast- oder Schankwirtschaft betrieben werden dürfen. Räume dieser Art können nur dem Zweck des gasts- und schankwirtschaftlichen Betriebes dienen. Lassen die Inhaber den Betrieb eines fremden Gewerbes in den Räumen zu, so verstoßen sie gegen die Bedingungen der Wirtschaftserlaubnis. In kleinen Orten fehlen oft neben den Gast- und Schankwirtschaftsräumen geeignete Verkaufsstellen. Bei Wahrung der Vorschriften wird es somit nicht leicht sein, in solchen Gemeinden Wanderlager einzurichten. Ein weiteres Mittel zur Bekämpfung der Wanderlager ist die steuerliche Erfassung. Die Steuer beträgt an Orten bis zu 10000 Einwohnern für jede Woche der Dauer des Wanderlagerbetriebes 30 Mk., sofern der Betrieb von einer Person versehen wird; sie erhöht sich für jede weitere im Betriebe tätige Person (Mitunternehmer oder Angestellter) um den gleichen Betrag, für einen nur mechanische Dienstleistungen verrichtenden Schillen (Hausdiener, Kutscher, Laufburgen oder -mädchen und dergl.) um den halben Betrag. Für größere Orte gelten höhere Steuerfägen. Eine Teilung der Steuerfäge für einen kürzeren als einmonatigen Betrieb findet nicht statt. Die Woche wird vom Tage der Eröffnung des Betriebes bis zum Anfang des entsprechenden Tages der nächsten Kalenderwoche berechnet. Eine Unterbrechung oder fähiger Verandigung des Betriebes vor Ablauf der Woche bleibt unberücksichtigt. Die Steuer fließt den Gemeinden zu, in denen der Betrieb stattfindet. Die Gemeinden sind berechtigt, zu den Steuerfägen Zuschläge zu erheben, die 100 v. H. nicht übersteigen dürfen. Wohl alle Gemeinden, in denen Wanderlager vorkommen, werden von dieser Ermächtigung Gebrauch machen. Sie tun diesen Schritt, um den ortsanfässigen Gewerbe diesen unerwünschten Wettbewerb fernzuhalten und durch die Festhaltung der Gelder am Orte das einheimische Wirtschaftsleben überhaupt zu stärken. Zum anderen drängt schon das Geldbedürfnis der Gemeinden zur Erhebung des vollen Zuschlags.

Auf der anderen Seite darf indessen der geschäftliche Vorrat zu Auffassungen, die im Gesege keine Stütze finden. Zunächst ist hier zu beachten, daß der Vertrieb von Lebensmitteln nicht der Wanderlagersteuer unterliegt. Der Begriff Lebensmittel ist hierbei im weitesten Sinne gefaßt. Er ist so dehnbar, daß nach einer neueren Entscheidung höchstgerichtlicher Art auch Genussmittel darunter fallen. Weiter spielt die Verkaufsstätte eine Rolle. Als feste Verkaufsstätten gelten Läden, Magazine, Zimmer, Wagen (auch Kraftfahrzeuge) und Zelte. Umschlossene Räume sind jedoch kein Erfordernis; eine feste Verkaufsstätte ist auch anzunehmen, wenn die Waren unter freiem Himmel auf Tischen oder auf ebener Erde ausgelegt und von dieser Stelle aus feilgehalten werden. In laumännischen Kreisen hat sich nun die Auffassung herausgebildet,

daß ein Gefährt oder Kraftfahrzeug, das einen Ort durchfährt und an zahlreichen Stellen zur Abgabe von Waren hält, in jedem einzelnen Haltepunkt ein Wanderlager sei. Diese Meinung geht fehl. Der Wanderlagerbetrieb steht, sofern er sich außerhalb des Wohnorts des Inhabers abwickeln soll, den Besitz eines Wandergewerbescheins voraus. Die Mitführung eines Wagens wird im Wandergewerbeschein ausdrücklich zugelassen. Setzt ein solcher Gewerbetreibender die Waren an mehreren Stellen eines Ortes ab, so hält sich dieser Betrieb im Rahmen des Wandergewerbes, für das nur die Wandergewerbesteuer entrichtet wird. Von einem Wanderlager kann erst dann die Rede sein, wenn ein Gewerbetreibender irgendeinen Warenvorrat an einer beliebigen festen Stelle zum Verkauf auslegt. Als Verkaufsstätte in diesem Sinne gilt, wie bereits bemerkt, auch ein Kraftfahrzeug. Allein der Tatbestand des Wanderlagers ist erst erfüllt, wenn das Kraftfahrzeug einen bestimmten Standort hat und von diesem aus die Waren verkauft werden. Für die Richtigkeit dieser Ansicht, die von Kaufleuten bestritten wird, spricht eine Reihe von Umständen. Vorrat ist der Inhalt des Wanderlagerbegriffs selbst zu unterlegen. Es wird jeder zugeben, daß sich die Bezeichnung „Lager“ mit der Vorstellung eines gewissen Ortes, an dem es aufgeschlagen wird, verbindet. Ein Fahrzeug, das an vielen Punkten eines Ortes hält und nach kurzer Zeit in einem anderen Orte eintrifft, kann schlechterdings nicht als Wanderlager angesprochen werden. Des weiteren ist das Anmeldeverfahren zu berücksichtigen. Die Vorschrift fordert, daß für jede Verkaufsstätte eine besondere Anmeldung nach einem gegebenen Muster stattfindet. Ist dem Anmeldebezugel ist der Verkaufsraum nach Straße, Haus-Nr. usw. genau zu bezeichnen. Hier zeigt sich schon eine Abgrenzung der Begriffe. Es liegt geradezu im Bereich der Unmöglichkeit, daß ein Wandergewerbetreibender, der in der üblichen Geschäftsweise mit seinem Wagen an zahlreichen Punkten eines Ortes hält, und Waren verkauft, die einzelnen Haltepunkte vorher genau beschreiben und für jeden Haltepunkt eine schriftliche Anmeldung erstattet. Ebenso nötig der Steuerfag zum Nachdenken bei Beurteilung des Wanderlagerbegriffes. Die Steuer ist, wie angeführt, jeweils für eine Woche voll zu entrichten. Wenn der Gebantengang mancher Gegner der Wanderlager richtig wäre, müßte ein Wandergewerbetreibender in einer Woche in allen möglichen Orten Wanderlagersteuern zahlen, die in ihrer Gesamtheit sein Jahres-einkommen weit übersteigen. Nimmt man an, daß ein Geschäftsmann dieser Art an einem Vormittag einen Ort „abklopft“ und hierbei 20 Mk. hält, so wären bei voller Erhebung des Zuschlags wenigstens 1200 RM. Steuern fällig. Die Gewagtheit jener Gesetzesauslegung tritt allein an diesem Beispiel grell in Erscheinung. Damit soll nicht ausgesprochen sein, daß die Anwendung der Bestimmungen über die Wanderlager in solchen Fällen stets ausgeschlossen ist. Unter Umständen kann Wanderlagerverkehr vorliegen. Wenn z. B. ein Kraftfahrzeug an einem verkehrreichen Plage eine gewisse Zeit hält und Waren zum Verkauf auslegt, wären vorherige Anmeldung und Besteuerung erforderlich. Es kommt im Einzelfalle auf die Gestaltung des Betriebes an; seine Merkmale sind entscheidend. Jedenfalls ist der Gebante, daß ein Kraftfahrzeug an sich — also ohne Verbindung mit einem Standort — als Wanderlager anzusehen sei, dem Wanderlagersgefege fremd. Man müßte von einer völligen Verkennung des Grundgedankens des Gesetzes sprechen.

Wer verkauft

Wohn- oder Geschäftshaus, Villa, Landwirtschaft, Gasthof, Fabrik od. sonst. Betrieb, auch Bauernhof? Sof. Angebote an

K. Lahmeyer Bremen
Reulersstraße 22.

Sofort Provision

nach Einreichen der Aufträge) erb. tücht. Vertreter zum Besuch der Verbräuchermarkt, in la. Seifen, Teigen, Delen, Fetten usw. von Fabrik kauft, Abgabe an Hofischstraße 113 Melsungen i. H.

BLUNCK'S
KASSEL Hohenzollernstr. 26, an d. Oberpostdirektion Fernruf 1234 und 1235
SOMMERHALBJAHR
Anfang April d. J.
Anmeldungen, Werbeschrift usw. durch das Koorl.
HANDELSCHULE
Tages- und Abend-Handelschule, Sonderlehrgänge.

Kirchliche Nachrichten.

1. Oftertag 1928.

Gottesdienst in:

Spangenberg.

Vormittags 10 Uhr: Kreispfarrer Schmitt.

Heiliges Abendmahl.

Nachmittags 1/2 Uhr: Pfarrer Schönwald.

Ebersdorf.

Vormittags 8 Uhr: Kreispfarrer Schmitt.

Heiliges Abendmahl.

Schnellrode.

Vormittags 1/9 Uhr: Pfarrer Schönwald.

Abendmahlfeier.

2. Oftertag.

Gottesdienst in:

Spangenberg:

Vormittags 10 Uhr: Pfarrer Wüning aus Malsfeld.

Vormittags 12 Uhr: Abendmahlfeier im Hospital.

Pfarrer Schönwald.

Ebersdorf.

Nachmittags 1 Uhr: Pfarrer Wüning aus Malsfeld.

Schnellrode.

Vormittags 10 Uhr: Segelgottesdienst.



Todes-Anzeige.

Am gestrigen Karfreitag verschied im Krankenhause Hephata sanft in Gott, meine liebe Frau, unsere treue, fürsorgende Mutter, unsere liebe Schwesler, Schwägerin und Tante

Mathilde Entzeroth

verwitwete Angersbach, geb. Schäfer
im 54. Lebensjahre.

In tiefer Trauer:

Heinrich Entzeroth
Kurt Angersbach
Kurt Entzeroth
Doraliese Entzeroth

Spangenberg, Essen, Frankenhain, Neumorschen,
Bebra, den 7. April 1928.

Die Beerdigung findet am 2. Ostertag nachm. $\frac{1}{2}$ 4 Uhr statt.
Trauerfeier $\frac{1}{4}$ 4 Uhr.

Deutsche Volkspartei, Kassel

Große öffentliche Wahlversammlung.

Reichsaußenminister Dr. Stresemann

spricht am Donnerstag, den 12. April 1928, abends 8 Uhr
im Saale der Stadthalle in Kassel.

Kartenvorverkauf in der Geschäftsstelle der Deutschen Volkspartei:
Kassel, Karthäuserstraße 4 und an der Abendkasse.

Rosen

Edle

Weinreben

Selbstklimmer
sowie alle gärtnerischen Erzeugnisse
in großer Auswahl.

Gärtnerei

E. Werkmeister

Fernruf 89

Kegelklub „Gut Holz“ Spangenberg

veranstaltet am 2. Osterfeiertag von
nachm. 4 Uhr ab im Heinzschen Saale
ein

Tanzvergnügen.

Gute Musik! Mäßige Preise!

Außerdem findet von $\frac{1}{2}$ 3—7 Uhr nachm.

Großes Preiskegeln

statt. Freunde und Gönner sind herzlichst
eingeladen.

Der Vorstand.

Die sofortige Lieferung von

300 Ztr. gewaschener Fettmupfsteile II

frei Keller Schloß soll an den Mindestfordernden vergeben werden. Der Lieferant verpflichtet sich, jeden Kohlenwagen einzeln auf seine Kosten auf der Stadtwage wiegen zu lassen und jeden Wiegechein an den aufsichtsführenden Forstbeamten auf dem Schloß bei Entladung des Wagens abzugeben. Angebote mit der ausdrücklichen Anerkennung vorstehender Bedingung sind im verschlossenen Umschlag mit der Aufschrift „Kohlenlieferung“ bis zum 11. 4. 28. 10 Uhr auf dem Geschäftszimmer abzugeben.

Preussische Forstschule.

Morgen, 1. Osterfeiertag

von nachmittags 3 Uhr ab

Ia. KONZERT

Stadt Frankfurt.

MODERN

ist

eine selbstgearbeitete
BULGARENBLUSE

Vorlagen u. Material in großer Auswahl
bei

ELFRIEDE HOLL
NEUSTADT 30

Elisabeth Hartmann

Heinrich Siebert

grüßen als Verlobte

Spangenberg 1. Ostertag 1928

Meine

Wohnung und

Geschäftszimmer

befindet sich jetzt im Hause des
Klempnermeisters Herrn

Georg Gundlach

W. F. Pasche
Rechtsagent.



Turnverein „Froher Mut“

Zu dem am zweiten Ostertag von abds. 8 Uhr
stattfindenden

TANZKRÄNZCHEN

sind die Mitglieder freundlichst eingeladen.

Der Vorstand.

Spangenberg Lichtspiele

1. Osterfeiertag

Sonntag, den 8. April abends 8¹⁵ Uhr



Als ich wiederkam

Einer der größten Bühnenerfolge von
Blumenthal und Kadelburg.

7 AKTE.

Ferner

Jimmys Traum

Groteske in 1 Akt.

und

„Er“ hat einen Spleen

In der Hauptrolle Harold Lloyd. 1 Akt.

Außerdem

Ufa Wochenschau N. 6

Ia. Kasseler Musik.

Für die uns anlässlich der Konfirmation
unseres Sohnes Zukunfts übersandten Glück-
wünsche und Geschenke sagen wir hierdurch unseren

herzlichsten Dank.

Familie Andr. Schmidt.

Die Heimat unserer Gemüse.

Flaubert von S. Bräuner.

(Nachdruck verboten.)

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Die Chronik vermittelt uns über die Geschichte der Gemüse. Wir wissen, dass das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist. Es ist, wie wir wissen, das Gemüse, das wir heute essen, aus dem Osten, aus dem Lande, das wir heute als deutsches Land bezeichnen, durchaus nicht heimischen Ursprungs ist.

Ein Behälter für Anstichpostkarten.

Einem gläsernen Behälter für Anstichpostkarten kann man auf folgende Weise mit leichter Mühe herstellen: Zwei längliche Pappschalen in der Größe von 10x15 Zentimeter, wie solche der Käufer von Frucht- und Samenbüchern an Konditoreien unentgeltlich zum Tragen derselben erhält, überzieht man an ihren gebogenen, rahmenartigen Rändern mit Gold-, Silber- und Kupferbronze. Danach wird die untere, längliche viereckige Fläche eines solchen mit gesammelten Briefmarken besetzt, die man in drei- oder geraden Linien nach ihren Farben ordnet. Die Unterseite des zweiten Deckels wird dagegen mit grünem oder blauem Glanzpapier besetzt. Hierauf nimmt man eine unfraktierte Postkarte, durchschlägt sie links an zwei Stellen und zieht ein schmales Bändchen mit Schürstenteln hindurch. Auf dieses Bändchen reht man in der Folge die erhaltenen, ebenfalls an gleicher Stelle durchgeschlagene Anstichpostkarten. Nun legt man die beiden Pappschalen wie zwei Deckel aufeinander, daß die hohle Seite nach innen kommt und macht linksseitig, 1 Zentimeter vom Rande der beiden Deckel, zwei Einschnitte. Durch diese Einschnitte leitet man zwei fingerbreite, je 33 Zentimeter lange Seidenbänder, die an der rechten Seite ebenfalls durch zwei Einschnitte des Randes geführt werden. Die herabhängenden Enden werden nun zu schönen Schleifen gebunden.

Für die praktische Hausfrau.

Einem Schließhalter verleiht man aus Holzstäben oder Tannenzweigen. Zwei etwas stärkere laufen waagrecht handbreit voneinander entfernt. An ihre Rückseite befestigt man mit kleinen Stiften vier weitere Zweige in Form eines lateinischen B. An den waagrecht laufenden Stäben werden kleine Goldbaken zum Aufhängen der Schlüssel angebracht. Dann vergolbet man den Halter, doch sieht er auch sehr schön aus Naturzweigen aus.

Der wertvolle Speckstein.

In jedem Haushalt sollte ein Speckstein vorhanden sein; denn der Speckstein dient mancherlei nützlichen Zwecken. Sind z. B. Handschuhe, neues Schuhwerk, Stuben usw. nicht recht säuberlich, so hilft in fast allen Fällen das Pinselchen von pulverisiertem Speckstein.

Eingerostete Holzschrauben zu lösen.

Eingerostete Holzschrauben können auf eine sehr einfache Weise schnell gelöst werden. Man erhitze den Schraubkopf durch ein daran gehaltenes heißes Eisen, wodurch in wenigen Minuten die ganze Schraube heiß wird. Sie läßt sich dann mit Leichtigkeit mittels des gewöhnlichen Schraubenziehers lösen.

Zu wenig Phosphorsäure in den Böden!

Die augenblickliche Lage in der Landwirtschaft zwingt dazu, sich an Hand von Zahlenunterlagen darüber klar zu werden, wozu wir heuern. Wenn von einer Rationalisierung gesprochen wird, so versteht man letzten Endes darunter Steigerung der Erzeugung unter Verringerung der Kosten. Und wie sieht es in Wirklichkeit aus? Gegenüber den Vorkriegsernten stehen wir schlechter da, und für künstliche Düngemittel haben wir dieselben Aufwendungen gemacht.

Wo liegt der Fehler?

Um das beantworten zu können, müssen wir das Verhältnis der angewandten Düngemittel zum Ertrag näher in Auge fassen. Vor dem Kriege gab der Landwirt mit bestem Erfolg dreimal soviel Phosphorsäure als Stickstoff, d. h. er düngte seinen Boden mit Phosphorsäure. Wie wertvoll das ist, hat uns Geheimrat Wagner genügend gezeigt, und auch heute weist er wieder auf die Notwendigkeit der Wiederherstellung der „alten Kraft“ der Böden hin. Heute aber glaubt man, damit auszukommen, wenn man ebenfalls Phosphorsäure gibt wie Stickstoff. Wohin diese sogenannte „Sparsamkeit“ mit der Phosphorsäure geführt hat, zeigen die Bodenuntersuchungsergebnisse der Versuchstationen, nach denen 70% aller Böden phosphorsäurearm sind. Darf man sich noch über den Rückgang der Ernten wundern?

Es wird die höchste Zeit, daß wieder ein gesunder Vorrat an Phosphorsäure im Boden geschaffen wird. Und es ist ein Glück für die Landwirtschaft, daß die deutsche Stahlindustrie wieder voll auf beschäftigt ist und die Thomaschlacke unter Vorkriegspreis abgegeben werden kann. Jeder sollte deshalb sofort, auch zu den Wintersaatzeiten, noch die Thomaszuckerung nachholen. Was an der Phosphorsäurebindung veräußert wird, zeigt sich an der empfindlichsten Stelle, nämlich im Körnerertrag und im Gewicht des Kornes.

Soll man großes Korn als Saatgut nehmen?

Nicht die Korngröße des Saatgutes ist ausschlaggebend für das Erntergebnis, sondern die Herkunft des Saatgutes allein ist bestimmend für den Erntertrag. Es kommt nur auf die inneren Eigenschaften des Saatgutes an; sein Wert liegt in seiner Gesundheit, Wachstumsfähigkeit und Verbrauchskraft. Diese inneren wertvollen Eigenschaften sind aber nur das Ergebnis jahrelanger züchterischer Bearbeitung.

Es ist auch ein Irrtum zu glauben, daß das große Korn immer kräftigere Pflanzen hervorbringe als kleineres Saatgut. Dies ist nur dann der Fall, wenn das große Korn von wirklich einwandfreier Herkunft, d. h. unter jahrelanger züchterischer Arbeit herangereift ist. Es läuft eben immer wieder auf das hinaus, daß nur die Herkunft des Saatgutes ausschlaggebend für den Erntertrag ist. Nur gutes Samen bringt kräftige, sich schnell entwickelnde Pflanzen hervor, die sich in besonderen durch diese Schnellwüchsigkeit gegen den Befall durch parasitäre Krankheitserreger schützen. Die weitaus schnell sich entwickelnde Pflanze wird den Spädingen leichter zum Opfer fallen.

Zwischen Korngröße und Erntergebnis bestehen also gar keine Zusammenhänge, wenn das Saatgut nicht von einwandfreier Herkunft ist.

Beschneiden der Ziersträucher.

Es ist wieder an der Zeit, die Ziersträucher im Garten zu beschneiden. All das alte, nicht mehr blühfähige Geäst muß herausgeschitten werden. Allerdings sind die sogenannten Erstlingsbläuer wie Forsythie, Daphne, Pieris, Bäume, Kirschen, Pfäulen, Apfelsinen, Pfirsich, Mandel- und Fliedersträucher von dieser Maßnahme auszunehmen. Man würde diesen Ziersträuchern die bereits vorgebildeten Blütenknospen nehmen und so ihres Schmuckes berauben. — Die Gehölzgruppen sind nach dem Beschneiden zu düngen. Es empfiehlt sich bei Frost Komposterde gleichsam als Dünger flach auf den Rasen auszustreuen.

Keine Zunderrübenblätter an Kaninchen verfüttern.

Es muß immer wieder vor der Verfütterung von Runkel- oder Zunderrübenblättern an Kaninchen gewarnt werden, da dieselben sowohl Speichelfluss wie Durchfall bewirken. Man hat es schon erlebt, daß dann bei Vernachlässigung dieser Krankheiten der gesamte Kaninchenbestand eingegangen ist.

Wenn die Henne nicht brüten will...

Unter den verschiedenen Wegen, eine Henne zum Brüten zu zwingen, erweist sich folgender noch immer am sichersten: Man legt die Henne in einem dunklen Raum in einen weiten Korb in den man einige wertvolle Eier gelegt hat, drückt sie darin nieder und legt ihr einen Sack über die Flügel. In den meisten Fällen wird die Henne sitzen bleiben. Einmal täglich nimmt man sie ab und setzt sie dann wieder hinein. Nach einigen Tagen wird die Henne das Nest von selbst aufsuchen. Dann werden erst die Brut Eier untergelegt.

Ein Nähstühlchen selbst anzufertigen.

Ein hübsches, glattes Nähstühlchen fertigt man sich, ohne Mühe in folgender Weise. Man kauft einen kleinen Kuppenarmstuhl, mache ein kleines Polster, das man mit Seide, Blau oder Samt überzieht, und befestige es auf dem Sitz. Die Rückenlehne polstert man ebenfalls, umwindet sie mit Band und knüpft Schleifen; hieran werden die Phantasienadeln befestigt. Nun fertigt man für die Armelehnen zwei Taschen mit Zugbändern; dies ist der Aufbewahrungsort für Fäden, Seide, Knöpfe usw. und eine kleine Tischschere. Bronziert sieht das Stühlchen am besten aus.

Einen Kranken ins Schwitzen zu bringen!

Ein vorzügliches und sicher wirkendes Mittel, einen Kranken ins Schwitzen zu bringen, ist folgendes: Man kocht ein größeres Quantum Kartoffeln, füllt dieses in leinene Säcken und legt sie dem Kranken möglichst nahe ans Bett. Je eher sich die Kartoffeln in den Säcken abkühlen, um so näher können sie an den Patienten gebracht werden. Es entwickelt sich aus den dampfenden Kartoffeln eine gesunde Wärme, die lange vorhält und den wohlthuenden und gesundheitsfördernden Schweiß erzeugt.

Rohseidene Stoffe zu waschen.

Rohseidene Stoffe können durch ein sehr einfaches Verfahren gewaschen werden. Nachdem sie in gelocktem, heißem Seifenwasser gewaschen sind, spült man mit weichem Wasser gut nach und zieht sie dann durch Wasser, in das man ein Glas Spiritus gegossen hat. Auf diese Art gewaschene Rohseidene Stoffe gewinnen wieder ein neues Aussehen.

Küchenrezepte.

Maisgriechsuppe mit Rosinen.

100 Gramm Rosinen wäscht und quillt man in Wasser auf, rührt dann 250 Gramm Maisgriech mit Wasser glatt, gibt die Rosinen dazu, füllt Zucker, Salz und Zitronenschale bei und gießt unter ständigem Rühren soviel Wasser hinzu, als man zur Suppe benötigt. Man läßt die Suppe längere Zeit auf mäßigem Feuer kochen, damit der Maisgriech gut ausquillt, gibt dann ein Glas Apfelsinen hinzu und bringt die Suppe auf den Tisch.

Mohrrübenkoteletts.

Schöne rote Mohrrüben werden geäubert, länglich geschnitten und so weich gelocht, daß sie sich, nachdem die Feuchtigkeit abgeseigt wurde, leicht zu Mus zerdrücken lassen. Dieses wird mit drei Eßlöffeln Grieß, vier Eßlöffeln Mehl, einem Ei, einem Teelöffel Zucker, wenig bitterer Mandelöl und einem getrockneten Teelöffel Natron zu einem Teig verarbeitet. Auf das Kuchenbrett kommt nun das Mehl. Dann formt man aus dem Teig runde Koteletts, die man mit Mehl bestäubt und in Pflanzenöl fritt. Man fritt sie auf beiden Seiten in heißem Öl.

Rindfleisch auf polnische Art.

Hollande Scheiben mürben Filets werden bepflegt, in geschmolzener Butter gebrät und dann mit Salz und Mehl bestäubt. Dann brät man die Scheiben in einem mit Butter ausgefegten Kasserolle zu einer dunkelgelben Farbe. Darauf gießt man Bouillon und weißen Wein zu gleichen Teilen hinzu, würzt das Gericht mit ganzem Pfeffer, einem Lorbeerblatt und einigen Wurzen und läßt dann das Fleisch auf langsamem Feuer gar werden. Salzkartoffeln werden dazu gegeben.

Apfel- und Apfelsinenkompott.

Man schneidet Äpfel in dünne Scheiben, zudert sie ein und übergießt sie mit wenig Wein. Dann zerlegt man Apfelsinen, schneidet die einzelnen Teilschen mehrmals durch, bestreut die Stücken mit Zucker und vermischt beides. Wenn Vorlieben umlegt man den Rand der Kompottschüssel mit ungehackten Apfelsinteilschen.

Pflegt das Heimatgefühl.

Wo das Heimatgefühl in einer Familie fehlt, da fehlt auch die Schönheit und Bese. Das Leben der Gegenwart ist so viel geistig, daran zu rütteln mit seinem Drang nach Wissen, mit dem es oft auch die Mütter zwingt, des Lebenswerkes wegen tagtäglich ihr Haus zu verlassen. Wo aber der Fall ist, wo die Mutter das Gebot hat, da trifft ja die Mutter keine Schuld. Aber oft hindert es auch Gesellschaften, Zusammenkünfte, die es dahin bringen, daß den einzelnen Hausmitgliedern allmählich das eigene Heimatgefühl verloren geht. Denn ein Haus, das viele Stunden des Tages oder Abends der Mutter entbehrt, dem fehlt die Wärme, das einende Band, das alle zusammenfaßt und einen einzelnen das gibt, dessen er bedarf an Wärme und Schutz. Da drängt es bald auch die Kinder hinaus, sie werden alles das, was ihnen zu Hause fehlt, draußen in der Welt, aber, was diese ihnen gibt, ist kein Ersatz für das Heimatgefühl. Keine Repräsentationspflicht, keine gewöhnliche Pflicht ist größer als die, welche das eigene Haus und Heim von der Mutter fordert. Denn sie trägt den ganzen Menschheit mehr und im tieferen Sinne, denn sie treue und tüchtige Kinder erzieht, die den häuslichen Familienkreis als Grundstufe ihres Lebensbaues lernen, als durch Teilnahme an noch so vielen und großen Vereinen und Versammlungen zum Wohl der Menschheit. Gewiß soll sie sich diesen Pflichten nicht entziehen, doch nicht auf Kosten ihrer nächsten und ersten, ihrer Pflichten als Gattin und Mutter.

F. Sch.

Wunderdoktorei.

Medizin und Aberglaube.

Von Karl Bartels.

(Nachdruck verboten.)

Die Hochkonjunktur der zahllosen „Magien“ (Chiro-manie, Astrologie usw.) mit ihren „geheimen Kräften und übernatürlichen Mächten“ hat in neuester Zeit wieder das Geschäft der „Wunderdoktoren“ in Schwung gebracht, die von dem Aberglauben ihrer Kundenschaft ein meist nicht schlechtes Auskommen haben. Immer schon war in der Medizin der Aberglaube und die Neigung zum Mystizismus verbreitet. Das liegt in der Schwäche der Menschen begründet, Dinge, die verstandesgemäß schwer oder nicht zu begreifen sind, in das Reich des Wunderbaren zu erheben. Besonders der kranke Mensch, dessen Seelenleben meist verändert ist, hebt, wenn die exakte Wissenschaft nicht schnell genug Hilfe und Heilung zur Hand hat, den Gegenstand seines Interesses in das Reich des Mystischen.

In früheren Jahrhunderten war die Ausbildung der Weilkunst eine Spezialangelegenheit der Priester, die fast immer auch als eine Art Zauberer wirkten. Es gab damals keine Medikamente, sondern der Glaube an die übernatürlichen Fähigkeiten des Priesters war das einzige Heilmittel. Die Priester hielten sich selbst für „höhere Wesen“. Derselbe Auffassung von der „Medizin“ ist heute noch bei den ungebildeten Völkern in allen Erdteilen anzutreffen. Aber auch im Gebiete der Zivilisation gibt es eine ganze Reihe von „Wunderhebern“, die gegen alle Naturgesetze verstoßen. Die Magdanzianisten, eine Sekte in Persien, glauben, wie die Antroposophen in Europa, an Wunderheilungen. Im 18. Jahrhundert tauchte in Paris ein gewisser Mesmer auf, und begründete dort den „Magnetismus“, den er mit größter Aufmerksamkeit folgte, bis ihm die Akademie das Handverbot legte. Der „Eusimismus“, der nach seinem Begründer so heißt, will ja auch durch Autosuggestion alle Krankheiten heilen. Es ist eine besondere Erscheinung, daß auch geübte Leute „Wunderdoktoren“ auffuchen, wenn sie für ihre Krankheit die Wissenschaft für machtlos halten. Dies

erzählt man sich nämlich, daß kranke Menschen in ihrer Hilflosigkeit wieder zu Kindern werden, und als solche phantastischen Dingen besonders zugänglich sind.

Wie leicht man auch gegen seinen Willen als „Wunderdoktor“ bekannt werden kann, davon erzählt man in Merzkeisen folgende merkwürdige Geschichte. Der berühmte Wiener Zoologe Haischel kam einmal in ein sizilianisches Fischerdorf, um eine seltene Fischart zu studieren. Der ehrwürdige Greisenkopf mit dem wallenden weißen Bart fiel sofort auf, es verbreitete sich blitzschnell im Orte die Kunde von einem berühmten Gelehrten. Bald darauf trat der Dorfvorsteher an Professor Haischel mit der Bitte heran, er möge doch einige Kranke im Dorfe heilen. Natürlich lehnte der Gelehrte ab mit dem Hinweis, daß ein Tierforscher kein Arzt sei. Als aber Haischel nach zwei Jahren wieder in das Dorf kam, da brachten ihm Dantropfessionen Aufbahrungen dar und es fand sogar ein feierlicher Empfang im Rathaus statt, zum Dank dafür, daß „der große Gelehrte Wunderheilungen vollbracht hatte“. Der erkrankte Wissenschaftler ersuchte nun, daß viele Kranke, die sich in seiner Nähe aufgehalten hatten, des festen Glaubens waren, durch unsichtbare Mittel geheilt worden zu sein. Der Aberglaube des Volkes hatte also aus einem Tierforscher einen Wunderarzt gemacht.

Und noch ein zweites Beispiel: ein Militärarzt, der bei seiner Flucht aus russischer Kriegsgefangenschaft nach langen Irrfahrten nach Mesopotamien gekommen war, trat dort einen Scheich, der vollkommen taub zu sein schien. Bei der Untersuchung bemerkte der Arzt, daß der nicht sehr reinliche Scheich ein gutes Hörorgan hatte, daß aber beide Ohren durch Talg- und Schmutzpfropfen verstopft waren. Durch einfache Reinigung war die Heilung leicht zu erzielen. Der Scheich aber, der in wenigen Minuten nach jahrelanger Taubheit das Gehör wieder erhielt, konnte nicht davon abgebracht werden, den Arzt für einen großen Zauberer zu halten, der ihn mit überirdischen Kräften auf geheimnisvolle Art von der Taubheit befreit hatte.

Hausmütterchen.

Erste Gehversuche im Reiche der Hausfrau.

Von Egon G. Straßburger.

Ein Kind unterzieht sich mit Vorliebe in seiner freien Zeit, also in der Zeit, die es dem Spiel einräumt, den Pflichten der Hausfrau.

Der Gesichtskreis der Kleinen ist eng umgrenzt, diese Kleinen verfallen selten auf eigene Ideen. Sie machen ständig Anleihe bei den Großen, die ihre Lebensführung bilden. Was ein Kind bei der Mutter lernt, wird versucht nachzumachen.

Die Mutter Kocht, und schon wünscht sich das Kind eine Puppentische, in der es seine Speisen genau so zubereitet, wie es die Mutter tut, nur mit dem Unterschied, daß diese Speisen sehr schlecht geraten. Die Mutter näht, und schon braucht das Kind unbedingt die Nadeln einer Schneiderin. Der Vater führt die Kleinen aus, und schon macht das Mädchen den Bruder zum eheleichen Gasten, indem beide Arm in Arm das Hundehaus herumherumlaufen. Ein Kind hört von der Mutter die Lehren, und ohne sie selber zu befolgen, gibt es sie weiter an ihre Puppen, die vielleicht ihrerseits sie befolgen mögen.

Es ist eigenartig, wie die kleine Hausfrau ihre Vorfahren unterrichtet. Meist mit denselben Worten, wie sie es von der Mutter hört. „Du darfst nicht ... Du sollst nicht ... und wenn du das noch einmal tust, so wirst du nicht mehr lernen.“ Vielleicht entläßt sich bei dieser Gelegenheit der ganze zusammengepöbelte Vorrat an Wissen und Wut auf das harmlose Puppentier. Vielleicht auch erzählt in ganz feinen Konturen das Muttergeseh. Bei manchen Mädchen mag dieses Gefühl stärker zum Ausdruck kommen.

Das Kind als arbeitende Hausfrau ... Wie gerne paßt es im Seifenschaum, wie gerne trocknet es Wäsche und überzieht Betten. Es reinigt gerne den Boden, es bürstet gerne den Staub von der Gardine, und es beschäftigt sich mit Vorliebe den Staubsauger, sofern es diesen überhaupt fähig ist. Hier kommt ein neues Moment hinzu: Der Atem des Saugers bereitet ihm ein unbeschreibliches Vergnügen. Vielleicht hat es im Gefühl, daß durch den Sauger seine Bedeutung wächst.

Als Hilfe bei der mütterlichen Betätigung führt das Kind jedes Kind außerst wichtig. Gibt es für ein kleines Mädchen etwas Schöneres, als die Unterstützung der Mutter beim Einpacken des Babys in die Windeln? Wie leicht ist Kinder eifertiger als bei der Handreichung von Babywäsche. In solchen Augenblicken werden die Kinder zu Müttern. Alles konzentriert sich auf diesen mütterlichen Vorgesang, und wenn es auch sonst nirgendwo bei den kleinen Mädchen klappt, hier geht alles wie von selbst.

Auch die Bedienung des Telefons bedeutet für das Kind eine äußerst wichtige Angelegenheit. „Ach, wenn ich nur ja noch den Vater anrufen könnte!“ Dieser Wunsch ist bei den Kindern unbewußt angewandt. Der Sprachgebrauch bzw. der Wortreichtum eines Kindes ist ja durch den Vorgesang begrenzt, und es muß sich ganz der mütterlichen oder väterlichen Redensarten bedienen, weshalb oftmals das Urteil gefällt wird, das Kind rede alt und sei schon zu weit vorangeschritten in der Kultur seiner Sprache.

Ein merkwürdiges Moment ist auch darin zu sehen, daß ein Kind genau wie die Mutter, die gute Hausfrau, die Kleinen beständig ansieht. Das Kind erlaubt sich nie Nebenarten, die ihm nicht zustehen.

Es haucht, milde gesagt, manchmal die Kleinen an und kommt ins Weheln: „Minna, was tust du da wieder? Sie spielen ja mit meinen schwarzen Bettdecken auf dem höchstlichen Alttisch.“ Der Erfolg wird sein, daß Minna handgreiflich wird und Mama mit Empörung über diese Frevelthat der goldenen Minna kündigt.

Ueberhaupt hat die Ausübung des Hausfrauenberufes beim Kinde manche Schattenseiten zur Folge. Das Kind gewinnt langsam eine Selbstüberhebung, fühlt sich wie die ausgewachsene Mutter, und es fließt in ihm das Katastrophische zu. Auf der anderen Seite gewinnt das Kind infolge seiner unfreiwilligen Komik, die es dieser Humor ausstrahlt, unbedingt lieb, und fließt in ihm ein unendlich viel köstlicher als jener, der gequält und gezwungen oft aus dem Munde sogenannter fröhlicher Mütter dringt.

Minna hat das Kind die Sehnsucht, der Mutter mütterliche Lehren zu geben. Es unterweist sozusagen die Mutter in der Kunst der Pädagogik. Das denkende Kind, das Energie besitzt, wird sicher nicht immer auf alle Lehren gehen, was man es lehrt. Es gibt hier Reaktionen der kleinen Widerstände, die natürlich auf dem „Spiel“ beruhen.

Mutter, du mußt so büffeln und nicht so ... Mutter, du frickst dich ja ganz falsch! Sieh einmal, so halte ich den Kamm!“ Aber es gibt auch (sogar) Mütter, die sich manchmal belehren lassen und sich selbst die Lehren selbst nicht begreifen. Sie freuen sich, wenn sie die Hausfrauentätigkeit der kleinen Mädchen in der Übung ihres späteren Berufes einmal tüchtlich werden.



Das Nachmittagskleid.

Während für das Kleid des Vormittags die hellen grauen und beigefarbenen Töne in Frage kommen, gibt man für das Nachmittagskleid den Vorzug. Dies wird aber nur so lange der Fall sein, bis uns die Sonne mit ihren warmen Strahlen erfreut. Dann legen wir das Schwarz beiseite und wählen einen hübschen hellen Pastellton. Heute sind diese schönen Farben nicht nur in den feinen Stoffqualitäten, sondern auch zu billigen Preisen erhältlich. Sehr hübsch sind wieder die Compostoffe. Zu blau-gelb farbigem Stoff, aus dem der Faltenrock gearbeitet wird, wählt man den Jumper einfarbig gelb, die Jacke einfarbig blau. Die Formen des Jumpers unterscheiden sich nicht von den bisherigen Formen, nur das Nachmittagskleid zeigt die schrägen und einseitigen Ornamente, unter denen das Jabot an erster Stelle steht. Die dritte Abbildung veranschaulicht ein solches Kleid aus

dunkelblauer Crepe de Chine, an dem das Jabot dem rechten Vorderteil angehängt ist. Mit der schrägen, schrägen Zallentlinie, die auf den Rock übergreift. Ein kreuzförmiges Vorderteil sehen wir am zweiten Kleid aus blauem, einfarbigem und gepopptem Stoff. Hier ist der Rock in zwei Falten gelegt, im übrigen bleibt er lang und einfach. Ist beim Jumperkleid der Ärmel kurz, eine lose Jacke, die schlupflos bleibt und sich leicht überziehen läßt. Auch hier wählt man die Einseitigkeit der verschiedenen Materialien, Wolle und Seide, bestehen, müssen aber in der Farbe übereinstimmen.

Sein Reford.

eine groteske Geschichte von Werner G. Noeder.
(Nachdruck verboten.)

Das Schicksal hatte entschieden einen Fehlgreif getan, als es Schorsch beim Kragen genommen und als Buchhalter in die sonst sehr ehrenwerte Firma Voebmeyer u. Co. eingestellt hatte. Deshalb hatte es den Arm nicht wenige Meter weiter ausgereckt und ihn auf den Direktionsstuhl der Aktiengesellschaft für Müllverwertung oder, wenn vielen Talenten entsprechend, in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten verpflanzt? Hier in dem Kon-
sulten von Voebmeyer u. Co. mußte Schorsch ja verkommen, aber er wollte das nicht. Er fühlte sich zu Höherem, was sage ich, zum Höchsten geschaffen. Noch achtete niemand auf ihn, aber wenn er erst seinen Reford aufgestellt haben würde, da dann, dann war Schorsch der Held des Tages! Und Schorsch begann zu trauern, damit er mit diesem Reforde möglichst bald hervortreten könnte.

Wer es war kaum bereit, sich der Öffentlichkeit mit einem geradezu verblüffenden Weisprung aus dem Stand zu produzieren, als gerade die Wettkämpfe um die Meisterschaft auf diesem Gebiet ausgetragen wurden. Und von neuen Weltmeister herausfordern, der seine bisherigen Leistungen noch um ein beträchtliches überschritten, gewinnete sich Schorsch denn doch nicht. Darauf wieselte Schorsch den Sport und fing an, als Meisterläufer und ganz nur für Hallenbahnen zu trainieren. Doch auch hier war ihm das Schicksal nicht gütiger, als bei der Wahl seines Berufes. Er glaubte sich gerade reif dazu, dem bisherigen Weltmeister den Lorbeer von der Stirne zu reißen, als der seinen Reford bedeutend verbesserte Schorsch hatte noch weitere Tage und Wochen zu trainieren und darüber seine buchhalterischen Aufgaben ganz vergessen müssen, wenn er die Differenz hätte einholen wollen.

So gab er denn auch das Laufen auf und versuchte es mit artistischen Kunststücken. Aus seiner geschäftlichen Tätigkeit verstand er es ganz besonders gut, mit den Beinen zu balancieren, damit die von Voebmeyer und Voebmeyer gewünschte Steuerbilanz herauskäme. Deshalb sollte er es nicht auch zuwege bringen, mit Ballen und Stäben so zu balancieren, daß er alle anderen Künstler auf diesem Gebiete weit in den Schatten stellte? Schorsch faute sich die nötigen Utensilien, einen schillernden Kunstbühnentritt, dito Strümpfe und ein Paar märchenhafte Sandalen und übte. Schorsch leistete wirklich etwas auf dem Gebiete des Jonglierens. Aber — als Schorsch dann einen Jongleur im Variété bei seinen schwin-
delnden Vorführungen sah, begrub er seine Hoffnungen aus einem Jonglierefford wie alle anderen in seinem Herzen: denn dieser Jongleur brachte es fertig, mit zehn Ballen gleichzeitig den Kampf gegen das Schwerkraft und die übrigen Naturgesetze aufzunehmen, während Schorsch es nur zu acht Ballen gebracht hatte.

Da wandte sich Schorsch den geistigen Gebieten zu, brachte es zu der erstaunlichen Kunst, jede beliebige Sprache nach dem Rezept der „1000 Worte“ binnen acht Tagen flüchtig zu lesen, schreiben und sprechen zu können und wiegte sich schon in dem beruhigenden Gefühl, von der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin zum Professor der Rede- und Schreibkunst ernannt zu werden. Leider kam ein anderes Sprachgenie hatte sich gerade daraufhin prüfen lassen, daß es die 1000 Worte einer beliebigen Sprache in sieben Tagen und drei Stunden beherrschte konnte. Man war dem guten Schorsch also wiederum um eine gewaltige Meilenlänge voraus.

Nach mancherlei anderen Versuchen, seinen Reford auszuheilen, indem er Dutzende von Tassen Kaffee in einer bestimmten Zeit austrank, oder ganze Schachteln von Zigaretten aufrauchte, oder Bodwürste schodweise ver-
schluckte, kam Schorsch dem Rande der Verzweiflung be-
naht. Da brachte ihn einer seiner wenigen guten Freunde auf den Gedanken, doch auf dem Wege eines Kreislaufübungs sich ein Ziel setzen zu lassen, das noch kleiner vor ihm erreicht hätte. Schorsch sah in diesem Kreislaufübungen den letzten Rettungsanker, klammerte sich mit der ganzen Zerknirschung, die ihm noch verblieben war, an diese Idee und verwirklichte sie mit einem nicht geringen Aufwand von Speise für die Anzeigen in allen deutschen Zeitungen. Der Erfolg war verblüffend. Die Millionen Einwendungen platerten in Form von Briefen, Postkarten, Aufsätzen, Erklärungen, Schlägen, Gedächtnis-
einen zu diesem Zweck gemieteten Zimmer, das früher einem Ballettmeister zur Abhaltung seiner Tanzstunden gedient hatte, untergebracht werden.

Nach der Lektüre des Briefes, der die Eingangs-
nummer 1077339 trug, stellten sich bei Schorsch seltsame Gefühlsregungen ein, die seine Ueberföh-
rungen in die Psychiatrische Klinik notwendig machten. Die Worte klangen von einem Kaffel. Der Chefarzt spielte die Antwort des Großen, indem er den schier un-
erschöpflichen Gorbischen Knoten zwar nicht mit seinem Fingerring, aber doch bewaffnet mit einem ansehnlichen Skalpell, löste. Er, der die merkwürdige Krankheit ebenfalls nicht erkennen konnte, belegte sie einfach mit dem neuen Namen, der sofort Eingang in die medizinische Literatur fand. Man schrieb, sprach, bogierte nur noch Schorsch, als ob das Fell der Menschheit davon lauten. Die Folgeerscheinungen dieser Krankheit hatten registriert und bald heraus und hüßlich fäulterlich er bei Frage nach dem Erreger der „Reforditis“ blieb lange Zeit unbeantwortet, bis ein noch verhältnismäßig junges Psychiater auch dieses Problem löste. Er fand heraus, daß die Refordlucht diese verurtheilbare Krank-
heit verursacht. Nun kamen aber die Verläufer von Refor-

und Nachschlagebüchern in harte Bedrängnis. Denn sie hatten schon als Verdeutschung des Namens „Reforditis“ das Wort „Refordlucht“ eingesetzt. Der nächste medi-
zinische Kongreß beschäftigte sich mit dieser Frage und entschied mit Einstimmigkeit, daß die „Reforditis“ (zu deutsch „Refordlucht“) tatsächlich — von der Reford-
lucht erregt wurde. Womit der Kreis geschlossen war, und Schorsch geheilt entlassen werden konnte.

Er steht jetzt wieder vor seinem Pult bei Voebmeyer u. Co., die ihm zum nächsten Ersten eine Gehaltsaufbesserung zugesagt haben. Schorsch aber hat eingesehen, daß diese Leistung im Grunde genommen der bedeutendste Reford der letzten zehn Jahre ist. Denn Voebmeyer u. Co. haben ihre bisherigen Höchstleistungen bedeutend verbessert.

Der Literaturpapst.

Gottschied und Hermann Bahr.
(Nachdruck verboten.)

Der Dichter Gottschied wollte bekanntlich die deutsche Dichtung retten, gab aber selbst recht pedantische Gesetze, die wenig poetischen Schwung erkennen ließen. Seine Stellung war dennoch so unantastbar, daß ihn Freunde und Feinde den „Literaturpapst“ nannten. In einer der beliebtesten literarischen Abendgesellschaften jener Zeit kam man auch auf den großen Professor und Dichter Gottschied zu sprechen. Der gerade anwesende „Kollege“ Gottschieds, Rabener, wurde um seine Meinung gefragt und begann: „Sehen Sie, meine Herren, dieser Professor Schied...“
— „Warum sagen Sie nur „Schied“?“ fragte einer der Zuhörer. Rabener aber entgegnete: „Man soll den Namen Gottes nicht mißbrauchen.“

Ebenso wie Gottschied im 18. Jahrhundert eine souveräne Stellung in der deutschen Literatur beanspruchte, hält es in unserer Zeit Hermann Bahr. Aber auch ihm sagt die Anekdote nicht immer Schmeichelfhaftes nach. Eines Tages schrieb ein Kritiker in einer Wiener Zeitung in einem Artikel: „Dieses Wort ist eines der tiefsten und schönsten des großen Jarezu, der nicht nur der weiseste, sondern auch der naturphilsophischste unserer Zeit ist.“ Niemand kannte diesen geheimnisvollen Jarezu, aber Hermann Bahr schrieb in seinem „Tagebuch“: „Es ist höchst dankenswert von G. Fr., dem Kritiker, endlich einmal Jarezu erwähnt zu haben, diesen größten aller japanischen Philosophen, dessen ich in jedem Gespräche mit meinen Freunden gedachte und von Jugend auf innig liebe.“ Der Kritiker, aufmerksam geworden, verglich noch einmal seinen Artikel und stellte fest, daß der Druckfehler Jarezu sein Spielchen getrieben hatte: er hatte nämlich aus — Jansich bejagten „Jarezu“ gemacht. Aber Hermann Bahr kannte „natürlich“ auch den großen japanischen Philosophen, den es — gar nicht gibt. R. A.

Bergeffene Theateranekdoten.

Mitgeteilt von Felix von Lepel, Dresden.
(Nachdruck verboten.)

Bis zur Unkenntlichkeit entstell!

Rossini saß einst im Parlett eines kleinen Pariser Vorstadttheaters. Nach beendetem Duett trat er an die Kampe und fragte einen der Orchestermusiker: „Schnitten Sie eben spielen?“ Der Kapellmeister, der dies hörte, rief aus: „Wie? Den Menschen muß ich kennen lernen, der nicht weiß, daß dies die Don-Juan-Duettüre von Mozart war!“ Rossini dankte höflich und sagte trocken: „Ich habe das Stück nur nicht gleich wieder erkannt!“

Naturelles Theaterpiel — ein Fehler!

Der berühmte Schauspieler Ludwig Böwe (1795—1871) spielte seine Rollen mit großer Natürlichkeit; und so äußerte einst eine Dame beim Verlassen einer Aufführung, in der er mitgewirkt hatte: „Der spielt ja gerade wie die Menschen! Dazu brauche ich doch nicht ins Theater zu gehen!“

Improvisation.

Dem Danziger Schauspieler Barrange passierte einst bei der Darstellung des Schloßhauptmannes in „Pretiosa“ das Mißgeschick, daß er die Hälfte seines angestrebten, martialischen Schmuckes verlor, was ihn aber keineswegs aus der Fassung brachte, sondern ihn folgendes Versuchen improvisieren ließ, das natürlich einen donnernden Sonderapplaus heraufbeschwor:

— Schade, schade!
Zeit der großen Metrade,
Wo ich mich zuletzt barbiert,
Ist mir so was nicht passiert — — —

— — — so gut, als ob ihr ihn selbst hättet!

In einer Aufführung von Shakespeares Heinrich IV. schlug der Darsteller des Prinzen Heinz den Percy ber-
sehtlich so derb auf den Helm, daß dieser zerlegt wurde und von der Bühne getragen werden mußte. An der Stelle, an der das Geschehen, den Theodor Döring (1803 bis 1878) gab, zu sagen hat: „Da habt ihr den Percy!“ und dabei die Leiche Percys anfaßen muß, half sich Döring geistesgegenwärtig, indem er Percys Schwert anfaß und die Worte sprach: „Da habt ihr Percys Schwert, das ist so gut, als ob ihr ihn selbst hättet!“ Worüber natürlich alles lachte...

Psychologie.

Von Gerhard Schale.
(Nachdruck verboten.)

„Du, weißt du, was heißt: Psychologie?“
„Nar, Mensch.“
„Wie? Nar?“
„Glaslar, jedermann kennt Psycholo — also, was du da sagtest.“
„Sag mir's, ich bitte dich drum.“
„Psych — hakt — gestern hab ich mein Portemonnaie verloren.“
„War was drin?“
„Sieben Mark zehn.“
„Aber was ist denn —?“
„Ich war gleich auf dem Fundbüro.“
„So, so. Weißt du —?“
„Nein, ich weiß noch nichts, aber die geben mir Bescheid.“
„Willst du mir sagen, was Ps —?“
„Sowie ich selber Bescheid hab, sage ich dir alles. Dann trinken wir einen zusammen.“
„Nein. Wir trinken einen. Gleich.“
„Du nee. Erst wenn ich das Portemonnaie wieder habe.“
„Und wenn kein Geld drin ist?“
„Dann trinken wir nichts.“
„Was ist denn Psych —?“
„Ich soll dich überhaupt grüßen.“
„Nicht? Von wem denn?“
„Von einer schönen Dame.“
„Schönen Dame? War sie jung, hübsch?“
„Freilich.“
„Wer soll denn das sein? Ich kenne nur abgelegte Schachteln.“
„Nate!“
„Ich wüßte gar nicht, auf wen ich raten soll.“
„Ach, daß ich das verwechseln konnte! Dich soll ich ja gar nicht grüßen. Emil soll ich grüßen. Von Klara.“
„Emil? Wer ist denn das?“
„Emil? Emil ist — ja, hast du heute den Bericht über die Kinderkammerin gelesen?“
„Hat man eine gefunden?“
„Ja, gestern.“
„Na und?“
„Und? Nicht und. Man hat sie.“
„Und der Bericht?“
„Steht morgen in der Zeitung.“
„Aha. Aber das mit der Psychol —?“
„Meine Frau hat sich in den Finger geschnitten.“
„Tat's weh?“
„Nein, sonst hätte sie geweint, aber so hat sie bloß geschrien.“
„Ja. Aber Emil —?“
„Du wolltest doch von Psycholo —?“
„Sag mir erst, wer Emil ist.“
„Also weißt du, Psychotiki — eh — ist wenn du fragst, ich weiß es nicht und gebe eine richtige Antwort.“
„Ah! Gut gesagt, mein Freund. Aber wie ist das mit Emil?“
„Du sagtest doch selber: grüß Emil!“
„Ah so. Em.“
„Wer ist Emil?“
„Nichts, gar nichts. Du mußt die Emil psychologisch erklären!“

Bitte nicht weiter erzählen!

Gute Vorübung.

Herbert, der ewige Referendar, überrascht seine Eltern mit dem Plane, in den diplomatischen Dienst einzutreten. Die alten Herrschaften sind ratlos, und der Herr Papa bringt beim Stamtisch diesen höchst wichtigen Fall zur Sprache.

„Weshalb soll er nicht Diplomat werden, der Herr Sohn?“ beruhigt ihn einer der Herren der Runde. „Bisher hat er ja zwar immer nur verstanden, die Noten zu wechseln, die Sie ihm gaben, — aber das war doch eine ganz gute Vorübung für seinen späteren Beruf, meine ich. Wenn er sich weiter so gut auf den Notenwechsel versteht, sehe ich keine Gefahr!“

Mißverständnis.

Märchen hat Klavierunterricht. Während der Stunde stellt seine Mama einen Teller mit Gebäck auf das Klavier. Märchen wird dadurch abgelenkt und greift eine falsche Taste: e statt es. Die Lehrerin will ihn auf den Fehler aufmerksam machen und sagt: „es, Märchen, es!“
„Nee, Fräulein!“ sagt Märchen tieftaurig, „das ist nicht for mir.“

Sehr genau.

„Wann gedenkst du heute nach Hause zu kommen, Gustav?“
„Wann es mir paßt!“
„Aber nicht später, höst du?“

Der Kanalschwimmer.

„Er“, der Held des Tages, kehrt nach der siegreichen Durchquerung des Mermetkanals in die Heimat zurück und wird in seinem Schwimmklub gebührend gefeiert. „Mitten drin aber wäre es beinahe schief gegangen“, so daß ich tüchtig Wasser geschluckt habe.“
„Weshalb nehmen Sie auch den Mund immer so voll?“ unterbricht ihn ein Kanalschwimmer.

Zum Dämmerfchoppen in Mexiko.

Alkoholismus und Weelendfreuden von der Südostseite in U. S. A.

Von Heinz Erich Platte.

(Nachdruck verboten.)

Von Chihuahua, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates im nördlichen Mexiko, führt ein Schienenstrang direkt in das trockene Land des „Gringos“, in die United States. Man setzt sich morgens um vier Uhr in den luxuriös eingerichteten Pullman des Schnellzuges, der, von Mexiko City kommend, die Verbindung mit den amerikanischen Expresszügen nach San Francisco, New York und Washington herstellt, und steigt zwölf Stunden später wohlbehalten in El Paso aus, der amerikanischen Grenzstadt im Staate Texas, deren Bewohner trotz Prohibitionsgebot und Schmuggelpolizei mit Leichtigkeit Mittel und Wege finden, ihren Alkohol- und Weelendhunger in ausgiebigster Weise zu löschen.

Auf der Fahrt von Chihuahua zur Grenze durchbraust der Zug mit siebzehn Stundenkilometern die weisse Einsamkeit der mexikanischen Sandwüste. Man denkt an Afrika, an die trostlose Unendlichkeit der berichtigten Wüste Sahara, und wundert sich, daß es so etwas auch in Mexiko gibt. Freilich, hier braucht man nicht Tage oder gar Wochen, um das öde und schweigende Sandmeer zu durchqueren; das schnelle Dampfboot befördert dies in wenigen Stunden, und wenn man nach einem gemächlichen Nickerchen im weichen Pullmanessel an der Grenze Mexikos aufwacht, lassen schreiende Gepäckträger, wintende Chauffeure, elegante Frauen und das Heer der Schlepper, die den Fremden „zu konkurrenzlos billigen Preisen“ ohne Paß über die Grenze befördern, die Eindrücke dieser Reise durch die Wüste des weissen Sandes rasch wieder vergehen.

Die diesseits der grünenfröhen Grenzpfähle gelegene Stadt heißt Ciudad Juarez. Ein gewaltiger Strom, der „Rio Bravo“ (auch „Rio Grande del Norte“ genannt), der seine schmutzigen Fluten dem mehr als tausend Kilometer entfernten Golf von Mexiko entgegenwölzt, bildet von hier aus die natürliche Grenze zwischen beiden Ländern. An seinen Ufern geben allmählich jene ungezählten Schmuggelgeschichten in Szene, in denen Whisky und amerikanische Schnaps die Hauptrolle spielen, hier toben seit Jahren die Kämpfe zwischen Antialkoholpolizei und verwegenen „rum-runners“, die teils komisch, teils tragisch verlaufen und den amerikanischen Magazinen einen stets willkommenen Unterhaltungssstoff liefern.

Vier neugeistlich gebaute Brüden, die dem Eisenbahn-, Automobil- und Fußgängerverkehr dienen, verbinden Ciudad Juarez mit der benachbarten Yankeestadt El Paso. Die Bewohner dieses Städtchens haben alle Ursache, mit ihrem Gesichts zu zittern zu sein. Wenn einer der braven Bürger von El Paso durchs Kommando, so setzt er sich einladend in sein Automobil, gönnt aber den Fuß nach Ciudad Juarez und fährt einige Stunden später mit zufriedenen Gemüt und einem angenehmen Schlopp wieder nach Hause.

Tag für Tag, besonders aber an den Sonnabendnachmittagen, kann man in Ciudad Juarez ein interessantes Schauspiel erleben. Zu Fuß und im Auto strömen von nah und fern die alkoholfreudigen Amerikaner herbei, um sich einmal nach Herzenslust an Cocktails und anderen beliebigen Flüssigkeiten zu erquicken. Drüben in El Paso stehen in Kilometerreihe Hunderte von Automobilen, „Schlange“ und warten geduldig, bis sie die Brücke passieren können. Das geht nicht so schnell, denn jedes Fahrzeug wird erst von dem amerikanischen, dann von dem mexikanischen Zollbeamten angehalten. In monotoner Gleichförmigkeit ertönt immer wieder dieselbe Frage: „Have you got anything dutiable?“ und der mexikanische Brückenwächter läßt schallig sein kurzes Sprüchlein: „Tras algo“, ohne sich darum zu kümmern, ob die Automobilen auch wirklich zollpflichtige Sachen bei sich führen. Er weiß ja ganz genau, daß diese Leute fast ausnahmslos nur zu einem ausgiebigen Dämmerfchoppen über die Grenze kommen.

Einige Stunden später sind die Straßen von El Paso verstopft. In Ciudad Juarez dagegen geht es wie auf einem Jahrmarkt zu. Die Bars und Tanzbuden sind überfüllt, und den draussen stehen immer wieder mehr oder weniger schwanke Gestalten, die sich auf einer Bier- oder Whiskyreise befinden und möglichst alle Etablissements mitnehmen möchten.

Im Kabarett des Hotels „Rio Bravo“ sorgen vierstimmige Gesangsgruppen aus allen Ländern der Welt für die nötige Stimmung. Hier läßt es sich der „dollar“ sehr gut aufbringen, der sich nach jedem Schluck Champagner heimlich über die dumme „Prohibition“ lustig macht, schon etwas kosten, und wenn er von dem feuchtföhligen Klimabim genug hat, fährt er gewöhnlich noch ins Central-Café, wo ein gemächlicher Mulettabletten anregende und prädicende Zerstreuung bietet.

Während sich Texaner und Mexikaner in Ciudad Juarez nach Herzenslust amüsieren, herrscht draussen am „Rio Bravo“ die „Wüste“. Ein Heer von vertrockneten Beamten, darunter die schneidigen „Texas-Rangers“ in ihrer kleidsamen Cowboytracht, bewachen das Flußufer und haben manchen harten Strich mit den grünen und vor feiner Gefahr zuckelnden Schmugglern auszufechten.

Wenn die Dämmerung hereinbricht, wird es auf der mexikanischen Seite lebendig. Die Whiskyfluten stehen schon bereit, und sobald drüben der Politzist, der einen Wandschnitt von zwei Kilometern zu überwandern hat, sich etwas entfernt, jagt auch schon ein Motorboot mit der kostbaren Fracht dem anderen Ufer zu. Wenn die Schmuggler aus amerikanischem Boden überfallen werden, gibt es gewöhnlich eine wilde Schießerei, und während die in der Nähe befindlichen Beamten, die durch Signalflecken verständigt werden, zur Hilfe herbeieilen, wird an anderen Stellen emsig weitergeschmuggelt. Das Ge-

schaft ist zwar gefährlich, aber auch sehr einträglich, und es soll manche Schmuggler geben, die sich in verhältnismäßig kurzer Zeit ein großes Vermögen erworben haben.

Sturmsfahrt im Fiskutter.

Von Otto Gutzeit.

(Nachdruck verboten.)

Die Witsch quetscht erbärmlich; sie host das Reth auf. Es wäre eigentlich des Segens bald genug, muß ich denken. — Die große Blase platzt an Ded, — die Ernte der letzten vier Stunden ist eine sich tausendfältig windende Wasse. Ein fetter Hai ist dabei. Er ekt mich an. — Da kommen die Megar. — Jogh! — Ratsch! Leber und Herz auf die eine Seite, der zudebe Leib in den Raffen. Das sind nur Reflexbewegungen; jawohl. Doch man sieht: Schmerzen! — Pui Deubel, das ist ein Geschäft. — Die See flacht sich das Ded; ein Sprühregen ergießt sich über alles, was unrein ist.

Der liebe Gott hält Wätsche. Selbst die herausgerissenen Gedärme sehen danach freundlicher aus. Auch ein vom Schmerz zeretztes Gesicht ist nach der Leichenwätsche appetitlicher.

Die Maschine hämmert im Takt; hebt sich das Achterdeck auf den Ramm einer See, so brüllt die Schraube: „Mehr Wasser!“ Dann rasen die Kolbenstangen eifertig; der Pulsschlag weist auf Fieber. Das Schiff zittert im Schüttelfrost, sein Kampf wider die See ist wie das Streiten eines der keine Waffen mehr besitzt. Und sein Schid ist sein Leib.

Die Kleider an den Hals im Logis tanzen. Ein Hosenbein grinst über die Kliden einer sinkenden Deljade; der Kopf schlägt zu, und das Hosenbein zieht sich, höflich bedauernd, zu seinem Kompanion zurück. Man kann sich irren. — Die Deljade, seewasserzerfressen, rutscht vom Hals; das Hosenbein schwingt triumphierend; ein Stiefel richtet sich aus seiner geknickten Lage auf und wirft sich auf den Bord. Der Lampenzylinder beugt sich tief zu Boden. Die See macht ihm Spaß. — Ein Stoß! — und auch das Hosenbein samt Kompanion rutscht auf den Glendshäufen. Es ist in Ohnmacht gefallen. Der Lampenzylinder sagt: „Nichts!“ — und stirbt. — Der Stiefel schläft ein; ihm ist warm geworden von der doppelseitigen Umklammerung.

Ein Mann kommt herunter; seine Hände mit Tran besudelt greifen nach einer dicken Wurst. Ein Stück Brot wird nachgestopft, — dünner Kaffee rinnt hinterher.

Es stößt mit Belegen auf; sein Auge ist stumpf vom vielen Wachen und Töten.

„Jan, — erzähl einmal, — wie du die lange Creisse genommen hast.“ — Jan flüchtet grinsend seine Zähne und kigt ein paar neue Schweineerz dazu.

Die See brüllt im Orkan. Das Schiff mit seiner lebenden und toten Last ist wie ein Ball, der von zehn Händen zugleich geworfen wird. Die Gesichter der Männer gleichen verbliebenen Teufelskrähen. Geht es zum Ende, dann sind nur grimmige Feinde an Bord. Jedes rettende Brett wird Unlutz zum Brudermord. Schid, — das Weiser preist — ganze Arbeit! — Jedes Mund lebendes Fleisch ist ein Fragezeichen für deine eigene Lebendigkeit.

Ein Leuchtfeuer kommt in Sicht. Wir sind nicht untergegangen.

Die See wird ruhiger.

Die Menschen sitzen beim Frühstück.

Man lacht; — man ist sogar — höflich.

Man denkt sogar an ein — anständiges Mädelchen im Hals.

Barum nicht?!

Alles war Spul.

Der Grog war wohl zu stark. — — —

Im Wunderpark Amerikas.

Quer durch das Land des „gelben Steines“.

Von Dr. Verh. Benzner.

(Nachdruck verboten.)

Die Welt ist kein Zauberbuch mit sieben Siegeln mehr. Entfernungen, deren Bezeichnung noch zu Großvaterzeit Monate erforderte, werden heute nach Tagezeiten gemessen; Segelschiff, Postkutsche und Kamellarvane wird man bald nur noch aus Bilderbüchern kennen. Der Ozean schrumpft zum „großen Teich“, die Wunder der Welt zu Kuriositäten, mit deren Besuch man nächsten des Weltend ausfüllen wird. Das Reich uniformer Vorkammler, das heute schon den Erdball überzieht, wird immer enger, die Welt dabei zusehends gleichförmiger. Mit Cool oder der amerikanischen Expresskompanie kann man nach jedem Tarif ebenso bequem die Kamakura wie die Niagarafälle besichtigen. Dank der neuen Verbahnen haben sich nun endlich auch — einem dringenden Bedürfnis entsprechend — Jaz, Charleston und Blad Bottom in die Welt des ewigen Schnees verpflanzen lassen. Die Conboys von heute erlebten, wie zumeist von Nord-Amerikanern, und über ein kurzes, Pfingst-Touristenhotel mit Smyrna-Teppichen, Del-emälden und Polentakübeln gehen.

Der Wanderfremde von heute muß also schon weite Wege machen, will er unverfälschte Natur genießen. Gottscheit scheint der Menschheit aber noch gerade zur rechten Zeit die Einsicht zu kommen, daß die Erdenbewohner Siegeslauf der Technik einen Reize nach dem anderen einbüßt. Gerade in einem Lande, das als rücksichtslosster Vorkämpfer technischer Durchdringung wirkte,

mußte folgerichtig als notwendige Reaktion jenes Streben entstehen, das der Natur ihre Schönheiten zu erhalten sucht; und so ist in der Tat das, was wir heute als Naturschutzbewegung bezeichnen, recht eigentlich von Nordamerika ausgegangen. Die Vereinigten Staaten waren es, die das Yosemite-Tal mit seinen märchenhaften, aumriesen in seiner großartigen Schönheit erhalten haben, die dafür sorgten, daß einer weiteren Verschönerung der Niagarafälle Einhalt geboten wurde, die das Gebiet erklärten. Gerade für die Schaffung dieses „Park“ leicht mißverstanden werden kann — der Park nimmt eine größere Fläche ein, als der Thüringer Wald — wird man den Amerikanern besonderen Dank wissen. Denn von allen Naturschönheiten der neuen Welt, die ihre staunenden Auge wieder lebendig werden lassen, unter keines den Besucher so tief beeindruckt, wie der Yellowstone-Park im Staate Wyoming.

Freilich, die Romantik, die sich früher um den Besuch des Yellowstone-Parks spann, ist dahin. Kein monatelanger Mitt mehr auf halbbröckeligen Pfaden durch Indianer-gefährdete Wälder. Auch die beschwärmten Rutschen, in denen früher der Park in etwa drei Wochen durchquerte, sind längst zum alten Eisen gelegt. Heute stehen 350 Autos der rühmigen Parkverwaltung bereit, um für insgesamt 50 Dollar den Reisenden in fünf Tagen mit den Hauptsehenswürdigkeiten des Naturschutzes bekanntzumachen.

Gleich der erste Tag bringt ein einzigartiges Naturschauspiel: die westberühmte, Mammut-Sinterterrassen. In glühenden Stufen, die bald nur mannshoch ragen, bald hundert und mehr Meter senkrecht abstürzen, ist der Klall der von der Höhe herabfließenden heißen Quellen erhärtet, hat im Hinabsinken wundervolle Kaskaden und Stalaktiten gebildet, die durch das Wachstum winziger Algen einen in allen Farben des Regenbogens schimmernden Überzug erhalten. In den so gebildeten Terrassen sammelt sich das Quellwasser, bald in kristallklarem Aquamarin, bald in lichten Malachitgrün erstrahlend. Dampfrollen steigen von den Stufen des Wunderwerkes der Schöpfung empor, glühend brechen sich die Sonnenstrahlen an den Felsen und Tropfen des Kalksteins. Ein Spiel von Milliarden Diamanten und Perlen, rund herum die strahlenden Schneehäupter des Felsengebirges, darüber eine tiefblaue, wolkenloser Himmel: das ist die Mammutterrasse.

Durch wildromantische Gebirgslandschaft, darüber an dem felsigen Dufhainberg, aus dessen vulkanischem Glase bereits die Koghaute ihre Pfeilspitzen fertigen, geht es in den nächsten Tagen zu einer anderen Sehenswürdigkeit des Yellowstone-Parks: dem Geyserdalen. Eine ganz neue Wunderwelt öffnet sich hier dem Besucher, läßt ihn glauben, er habe die Erde mit irgend-einem fremden, ungelanten Planeten vertauscht. Grauwelt, ohne eine Spur des Lebens, dehnt sich der Boden bisweilen von dumpfem Rollen und Jittern erschüttert. Dampfrollen schweben in der Luft, beiseitiger Schmelz wohl betritt sich schwer auf die Brust. Ein wenig jagdhaft wohl betritt man den glühenden, türchenden Boden, um die vielen brodelnden und gurgelnden Köcher, die die Fläche des Geyserdalens durchziehen, aus der Nähe in Augenschein zu nehmen. Und während man staunend und mit fast bestemmendem Empfinden in diese tosenden Wasserfelle blickt, geschieht es wohl, daß das Rumoren in der Tiefe plötzlich verstummt, um im nächsten Augenblick in doppelter Stärke wieder einzuklagen. Zur gleichen Zeit aber steigt rauschend und zischend ein mächtiger weißer Strahl hochoben und dampfenden Wassers aus dem Geyserdal, hebt sich immer höher und immer höher empor, um dann rückwärts wieder abzusinken.

Am Yellowstone-Hochgebirge, dessen kristallklarer, blauer Spiegel wie ein tölplicher Edelstein in der Fassung dunkler Pinienwälder daliegt, schneit etwas vom Schuttrassenlande vertrieht. Jwar steigen dem Besucher keine gebateten Fische in den Mund, aber eine der hier zahlreich besten Quellen hat auf einer kleinen Insel im Bette des Sees selbst ihre Deffnung, so daß der glühende Fische, der im See eine Fülle angete, die Quelle — ohne sie von der Angel zu nehmen — im Bette der Quelle allföglig fochen kann!

Fast großartiger noch, als alles bisher Geschaute, ist das Bild des gewaltigen Canon, in dem der Yellowstone-Fluß das Gebirge durchbricht und seine Ruten zu Tal wälzt. Unverwundet öffnet sich plötzlich dem Beschauer der überwältigende Bild über diese 40 Kilometer lange, bis 350 tiefe, bald klammartig enge, bald einen Kilometer breite Felsenklucht. In wundervollem Farbenpiel prägen die steilen Fänge, bald purpurrot, bald schneeweiß aufleuchtend. Nirgends so sehr wie hier wird dem Besucher die Bedeutung des Wortes Yellowstone (gleich gelber Stein) klar.

Ueber das lahe Gestein neigt sich hier und da der laurige Schatten einer Fichte, die kümmerlich dem harten Boden targe Nahrung abringt. In unwahrscheinlicher Höhe zieht am strahlend blauen Firmament ein Raubvogel seine Kreise; tief in der Sohle der Felsenklucht schäumt draußend der Fluß dahin. Wer den großen Canon des Yellowstone zur Zeit des Nachmittags geschaet hat, wenn das stulende Tagesgestirn fortwährend wechselnde Facetten aus den buntten Felsenwänden hervorwacht, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß die Yellowstone-Schönheit und Eigenart nicht nachsch. Und es wird ihm schwer fallen, sich von dem einzigartigen Gemälde zu trennen, in dem sich der ganze einzigartige Charakter des verblühten Landschaft, ein zauberhaftes Spiel der Farben und die feierliche Stille der umgebenen Natur jammern und nie zuvor erlebtem Eindruck vor-